

In der Hauptstadt über den in Stadt-
belegten und den Vororten errichteten
Abgaben abgeholt: vierteljährlich 4.50,
bei zweimonatlicher Abgabe 8.50,
bei monatlicher Abgabe 13.00.
Daneben die Post bezogen für
Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich
4.60, dreimonatlich 8.60, monatlich 13.00.

Die Wochen-Ausgabe erscheint am 7. Ubr,
die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Ubr.

Redaction und Expedition:

Johannstraße 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen
geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Ubr.

Filialen:

Otto Klemm's Contin. (Wilhelms-Platz),
Unterzuchtstraße 3 (Pauisplatz),
Carl's Verlag,
Rathhausplatz 14. post. und Königplatz 7.

Leipziger Tageblatt
und Anzeiger.

Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Politische Tageschau.

Leipzig, 27. Januar.

Im Reichstage isten sonst die „Schmerzstage“, an
denen Initiativberichte und dem Hause zur Beratung
kommen, eine besondere Anziehungskraft. Gestern aber ver-
saute auch dieses Agnittel, obgleich obendrein die Spitze der
Schmerzstage, das Sacharin, zu dem ersten der Initiativ-
berichte, die auf der Tagesordnung standen, Anlass gegeben
hätte. Vor dem heute letzten Vortage ging die Beratung vor
sich. Wahrscheinlich feierten die schmerzhaften Mitglieder der
Majorität im Voraus ein Siegesfest. Sie geben sich bereits
der zusehentlichen Hoffnung hin, daß ihre Kräfte auf Seiten
der Nationalliberalen um die Kraft des Bündlers Rude-
wiger aufzufrischen vermögen werden, der freilich bisher den
politischen Organen gegeben hat. Er kommt bekanntlich
im Reichstage als Abgeordneter der v. Rade-
wiger frei geworden ist, mit dem nationalliberalen
„Agrarier“ Schmitt-Weidenbach in die Stichwahl, und
die „Germania“ hat zur höchsten Genußnahme des „deutschen“
Freiwills die Barde ausgesprochen, daß die 3372 Wähler,
deren Stimmen bei der Hauptwahl einem ultramontanen
Kandidaten zugesprochen waren, kommt den 539 Social-
demokraten Herrn Rade zur Hilfe eilen sollen, um ihm das
Mandat zu verschaffen, nur damit der „nationalliberale
Ring“ der Pflanz gepflanzt werde. Ein solches national-
liberales Organ, das sich, wie der annahmige liberale Zeit-
lauter, mit der Vermutung „herausragt“, die Ultra-
montanen würden die Pflanz halten, wird höchlich
abgewiesen; das Centrum wird für den Bündlerkandidaten
stimmen. Wir haben es nicht anders erwartet; ein
Politiker von Schlag des Herrn Rade ist in der That die
Persönlichkeit, wie sie für diesen Reichstag von Centru-
misten paßt. In einem Reichstage mit einem liberalen
Präsidenten, dem fast Tag für Tag nachgewiesen wird, daß es
kaum Erwähnung halten kann; in einem Reichstage, der tagaus
tagein beschlußfähig ist; in einem Reichstage, in dem der
„antischlaggebende“ Partei so greifbar ist, daß sie in den
Lebensfragen der Nation Respekt braucht, um dann ein
feierliches Belanzen ihrer Kraft zu zeigen; in einem
Reichstage, den ein Allwärtig als rührender Confer über
parlamentarische Sitten belehrt — ist in der That ein Agitor
wie Herr Rade der rechte Mann am rechten Platz, und das
Centrum handelt nur consequent, wenn es solche Leute
zu sich holt. Wir verstehen nur Eins nicht: warum
das Centrum gegen die bayrischen Bauernbünde und gegen
die Bauern am Rhein so herausfordernd tritt. Was diese
an Beschwerden gegen das Centrum vorgebracht, ist
doch von Herrn Rade-Paterfamilias den Weitem über-
reicht; und ein Centruist, der für diesen stimmt,
kann doch ebenso in allen Centruistkreisen für Dr. Sigl
und für Wislizenus eintreten. Bei der Abweisung der
Beschwerden gegen den Ultramontanismus steht übrigens
der Sieg des Herrn Rade nach der Weitem nicht so fest, wie
die Majorität des jetzigen Reichstages anzunehmen scheint.
Die Parole „gegen gerichtsähnliche Agitatoren und Ultramontanismus“
ist in der Pflanz die schlechteste nicht. Wenn daher
wirklich diejenigen Majoritätsmitglieder, die man gestern im
Sitzungsstuhle nicht sah, eine Siegesfeier im Voraus gefeiert

haben, so ist es leicht möglich, daß sie nächstens wegen einer
Trauerfeier zu „schwozen“ sich gezwungen sehen.
Der neue Staatssecretar des Reichspostamts von
Bobbieloff hat bisher in der Budgetcommission des
Reichstages eine freundliche Aufnahme gefunden, als man
nach den Commentaren, von denen seine Ernennung begleitet
worden war, hätte annehmen müssen; ja, man wird die
Behandlung, die ihm zu Theil geworden ist, eine freundliche
nennen können, als die, die in den letzten Jahren seinem
großen Vorgänger widerfuhr, der allmählich in ein recht ge-
sammtes Verhältnis zu der Commission gerathen war.
Bekanntlich wird auch im Plenum die Discussion mit Herrn
von Bobbieloff nicht den gereizten Ton annehmen, der im
Berichte zwischen Herrn von Stephan und der Reichs-
tagstag leider seit Jahren zur Gewohnheit geworden
war. In einem Punkte aber, der Herrn von Bobbieloff
persönlich berührt, hat sich der Commission recht unfreund-
lich gezeigt, und es scheint so gut wie sicher, daß das Plenum
sich der Commission antworten werde. Es ist nämlich die
Erhöhung des Gehalts des Staatssecretars von
24 000 M auf 30 000 M davon abhängig gemacht worden,
daß die Postbeamten und die Landbriefträger schon in
diesem Jahre eine Gehaltserhöhung von je 100 M erhalten.
Die „Reich. Stg.“ erweist sich gegen diese Commission-
entscheidung; nach welchem Darfurchen hat aber die Commission
nicht nur daran recht gethan, daß sie auf der Er-
höhung des Gehalts dieser Beamten bestand, sondern auch
daran, daß sie diese Gehaltserhöhung mit dem Gehalte
des Leiters der Postverwaltung in Verbindung brachte.
Die Regierung will nicht aus formalistischen, theils wohl
aber auch aus fiskalischen Gründen die Gehaltserhöhung
rang über unteren Beamtenkategorien auch um ein
Zehntheil hinausgehen. Nun bedeutet aber für den
den mit 700 M. bezu. 900 M. noch ein Jahr
lang ankommen soll, die Dinaufhebung der Gehalts-
erhöhung auf 500 M bezu. 1000 M eine viel schwerere Ent-
lastung, als die Dinaufhebung einer Gehaltserhöhung von
24 000 M auf 30 000 M, denn gewiß ist der Unterschied von
6000 M bei einem Jahresgehalt recht wesentlich für die
Lebenshaltung, die ein hoher Beamter sich gehalten kann,
aber der Unterschied von 100 M ist doch noch wichtiger für
den, der mit seinem niedrigen Gehalte von 700 M überhaupt
kaum ein menschenwürdiges Dasein führen kann. Lange genug
haben die Postbeamten und die Landbriefträger einen ihre
Kräfte aufzubringen und in einem gewissen Maße auch ver-
antwortungsvollen Beruf bei einem Gehalte angesetzt, das dem
Einkommen eines leiblich behaltener Arbeiter einer mittleren
oder größeren Stadt nicht gleichkommt. Dabei steht der
Arbeiter außerhalb seiner Thätigkeit unerschrocken frei da,
indefinitiv in politischer Beziehung, als ein kleiner Beamter.
Daß die schlechte Befolgung der Postbeamten nicht dazu
beigetragen hat, sie politisch zu sicheren Stützen der bestehenden
Gesellschaftsordnung zu machen, ist offensichtlich, und deshalb
liegt es gerade im Interesse derjenigen Parteien, die diese
Gesellschaftsordnung gegen die socialdemokratische Wühlerei
ausrecht erhalten wollen, den Beamten auch der unteren
Kategorien ein erträgliches Dasein zu verschaffen. Es hätte
für den neuen Staatssecretar, der zum ersten Male den
Postetat verteidigt, keine bessere Einführung geben können,

als wenn er selbst die Einstellung der höheren Gehaltsstufe
für die Unterbeamten und die Landbriefträger durchgesetzt
hätte. Nachdem die Reichstagscommission nachgeholt,
was er verabsäumt hat, wird er jedenfalls wohl daran thun,
sich für den Standpunkt der Regierung nicht allzu eifrig
einzusetzen. Das von der Regierung vorgeschlagene Compromiß
der früheren darenten Aufstellung der Unterbeamten wird
der Reichstag wohl allzu ungerne ablehnen.
Die Erklärungen des Fürsten Odenlohe gegen die
socialistischen Bestrebungen der polnischen Pro-
paganda haben das österreichische, schon länger über-
müthige, Polentum sehr empfindlich getroffen. Die nächste
Wirkung ist selbstverständlich allgemeine Empörung. Die
Fürsten der Volkstümlichkeit in Kemberg und Krasa versichern,
daß sie annehme Fertigkeiten seien, auch dem Drastikthum in
Oesterreich sich anschließen, feindlich entgegenzutreten. Es
ist jedoch die Frage, ob offene Feindschaft nicht erträglicher
ist, als das bisherige heimliche Vorgehen mit gelegentlichen
Feindschaften und thatsächlichen Ueberfällen, von irgend
die Deutschen geschädigt werden könnten. Man kann doch
unmöglich feindschaft gegen das österreichische Deutschthum auf-
treten, als der bedingte Krabamowitz, der verlassene
Agitatorhaus-Präsident, der eben erst von den Hauptern und
Fürstern der polnischen Seite seit Schluß des Reichstages
nicht das geringste gethoben ist, um den verbündeten Tischen
eine verständlichere Haltung nahelegen. Es wäre daher wohl
schmerz gewesen, die Feindschaft des Polentums gegen die
österreichischen Deutschen zu zeigen, und was die Dreieck-
politik anbelangt, so wird abgemessen sein, ob die Polen sich
wirklich getrauen, künftighin, wie man sie drohen hört, gegen sie
aufzutreten. Das durch eine herbeigeleitete Milderung wäre
für sie selber höchst unvorteilhaft. Wer weiß, ob nicht schließ-
lich doch eine Dämpfung der übermüthigen Selbstsucht Oesterreichs,
die sich heute so wenig abendert, nachfolgt. Hat in Warschau-Polen
die industrielle Thätigkeit sich nicht, nach der polnischen
Währungsreform, welche das Centrum der politischen
Agitation bildet, doch eigentlich nur aus einer
Annothale, die trotz aller Weisheit und dem österreichischen
Staatsrecht noch immer schmerz ist und durch das neue
Wahlrecht der nächsten Curie und durch das Ruthenenthum
leicht in erster Beträgnis gerathet werden kann. Das
steril-fabulante „Saterland“ verachtet zwar gegenüber dem
Fürsten Odenlohe, Oesterreich hat keine, wie man die
Polen zu getreuen Staatsbürgern und „zuverlässigen“
Bewohnern der Eindeit der Monarchie“ erziehe, durch Wohl-
thun u. s. w. Zerst hat man jedoch nichts von ihrem
Eintritte für die Eindeit der Monarchie bemerkt. Auch
wandelte sich Fürst Odenlohe nur gegen überleitende Tenden-
zen des Polentums ohne äußere Anlässe. Warum fühlen
sich denn die polnischen Jesuiten in Oesterreich dadurch gar
so sehr getroffen?

des angeblichen Hohenzin, unter dessen Hilfe das Antis-
Machiavelli's hervorschaue; er stelle ein deutliches Wort den
französischen entgegen, fordere dadurch Frankreich heraus.
Wir erfahren dabei, daß der arme Reichsminister aus seinem
Grade heraus mußte, um im vorigen December dem Com-
mande die Anweisungen Wilhelm's II. zu überbringen, daß
ferner, trotz der Freipredigt Oesterreich's, der Verleumdungs-
kampf gegen die französische Armee fortgesetzt werden solle,
und zwar war Jola dazu bestimmt, durch sein Schreiben
an den Präsidenten den Funken in das Pulvermagazin
zu werfen. Ebenso bestig eifert im „Jour“ ein angeblühter
Diplomat gegen die Commission Deutschlands in die
inneren Angelegenheiten Frankreichs: „Deutschland“, so
schreibt er, „zwingt und also seine Spitze auf und unter-
sagt uns, die von ihm behaltener Territorien zu bekräften.“
Im „Petit Journal“ veröffentlicht Jodel einen vollständig
verworfenen Artikel, aus dem man nur entnehmen kann,
daß Jodel glaubt, Deutschland suche den Krieg und
treffe seine Dispositionen, um nicht in einer unglücklichen
Stellung überfallen zu werden. Deutschland wolle nicht
behalten der Wahrheit zum Trost, um dann Frankreich
anzulassen zu können, daß dieses das Wasser trinke. Die
Geschichte, welche v. Bülow erzählt, sei nicht die Wahrheit, ein-
fach deshalb, weil es preussische Wahrheit sei. v. Bülow
stelle sie hin wie eine Herausforderung. Jodel deutet schließ-
lich ebenfalls dunkle Zusammenhänge an, die wahrschein-
lich zwischen Bülow und Jola bestehen. Jodel's Onkel ist
„Siedel“ ist der einzige, der vernünftig und sachlich die Er-
klärungen v. Bülow's befragt. Jodel richtet einen offenen
Brief an Jodel, in dem er heißt: „Nehmen Sie nicht,
Herr Minister, welche lächerliche Rolle Frankreich spielt,
indem es einen Verräther als Verräther behandelt, wenn
denn die deutsche Regierung verachtet, er habe nie in
diesem Deutschland gestanden.“ Sie können auch nicht
sagen, daß diese Verächtlichkeit nicht zählt, weil sie von
einem deutschen Minister abgegeben ist; denn Sie wissen,
daß eine Regierung niemals ihre Spione deckt. Spione
handeln auf eigene Gefahr, kein Minister irgendwelchen
Landes compromittirt sich für sie und jetzt ist ein
Element an.“ Jodel's Onkel geht nun insoweit zu weit, als
er aus der Erklärung des Bülow's, Deutschland habe niemals
in Beziehungen zu Dreynof gestanden, sofort den Schluß
zieht, Dreynof sei damit von dem Verdacht der Spionage
überhaupt befreit. Das liegt in den Worten des deutschen
Staatsmannes durchaus nicht und soll nicht darin liegen. Die
öffentliche Meinung in Deutschland und anderwärts ist ja freilich
geneigt, an die Unschuld des Gey-Capitaine Dreynof zu glauben
und es kann ihr Niemand verwehren, das auszusprechen. Für
unser Diplomatie dagegen hat die Frage nach der Schuld
oder Unschuld des Verurtheilten absoluten gar nicht zu
erheben, sie ist dabei nur soweit interessant, als behauptet
wird. Dreynof habe im Dienste der deutschen Spionage
gestanden.

Zeit Wochen dauert nun der stille Kampf zwischen
Engländern und Russen und die chinesische Anleihe
fort. England, das sonst selten einen diplomatischen Fehler
begeht, scheint ihn in der Anleihefrage gemacht zu haben,
indem es überhaupt die Anleiheangelegenheit hinweg und
daneben die Chinesen veranlaßt, sich an England zu wenden.
Dort scheint England diesen Fehler gut machen, und wenn

Fenilleton.

Kampf und Entfagen.

Was in seiner Seele gekümmert, das Mittel, die Liebe, Regien
über alles Ander.
„Holla, aber — Sie waren mir gut, ein?
„O mein Gott!“ Der Gefährte sagte mehr denn jede schön-
gepöbelte Behauptung.
Und noch einmal hat er überausen, was seinen männlichen
Stolz, seine Ehre beleidigt, in der Liebe und in der Gebenheit,
daß er selbst nicht ohne Schuld dem Mädchen gegenüberstehe.
Wieder rüdt er an ihre Seite, er nimmt ihre Hände, sein Ton
klingt sehr ernst, fast feierlich: „Holla, die Bibel weiß von einer
Sünde gegen den heiligen Geist, die dem Menschen nicht vergeben
wird. Es gibt auch eine Sünde gegen die Liebe: diese aber
vergißt! Mein Herz sprach für Dich; ich wollte ihn nicht ge-
herden — lassen wir es sein. Jetzt weiß ich es besser, weil der
Berth und das Glück des Lebens bedeutet. Vergeben und ver-
lassen — er reicht ihr die Hand; sie legt die ihre hinein.
„Vergehen und vergeben Alles bis auf unsere Liebe.“ Damit
singt schon wieder das alte, launige Vödeln um seinen Mund,
und seine Augen blicken mit dem alten hohen Glanz.
Und seinen Augen glaubt es Hella noch mehr als seinen
Worten, daß ihm der Berth für dies Glück nicht so teuer sei.
Und nun sitzen sie nebeneinander in dem ärmlichen kleinen
Raum, sehen nur dem Himmel empor in des Anderen Blick, fühlen
nur eines den Schlag von dem Herzen des Anderen, zwischen ihrer
Seligkeit eines in des Anderen Ruf. Zeit und Raum bestehen
ja schwinden.
Wollt befindet sich auch, damit ist auch Hella der Wittelscheit
zurückgegeben.
„Aber Hella — Fräulein von Dornburg — ist sie denn nicht
Ihre Braut?“ nicht sie jagend ein.
Ein peinlicher Schreck läßt die seltsame Stimmung Hella's.
Er hätte doch nicht geglaubt, daß er sich einmal so bedrückt fühlen
könnte vor sich selbst.
Er sieht, wie die Angst in Hella's Gesichtern steigt —
„Nein“, sagt er, nicht eigentlich. „Nein.“
Es klingt wie Befriedung. Demnach steigt sofort ein dunkler
Roth über seine Stirn. Es ist ihm nicht leicht, so das sich selbst
bezußeln; es wird ihm schwer, Hella so gegenüber zu treten.
Aber wieder sagt er sich schon, männlich entschlossen, was er
einmal begonnen hat, auch durchzuführen.
„Selbst wenn sie es getrieben hätte“, murmelt er mehr für sich
— „jetzt wäre sie es eben nicht mehr.“
Dann mit vollem Bild und Wort Hella zugewandt, erklärt er:
„Quate noch werde ich Hella Kaffschlag geben, wie es um uns
heißt! Unbeforgt“, das golt den sich aufs Neue umhüllenden
Namen Hella's: „Hella ist meine Frau, die an dem Herzen zu

Grunde geht — wenn sie überhaupt indemer für mich empfunden
hat, was ich sogar eigentlich nicht glaube.“
Und der Sonnenstrahl, der seinen Weg über die hohen Dächer
in das Zimmer von Herrn Rindner gefunden hat, fand auch
den Weg in die arme Kammer hier. Wie er das Haupt der hohen
Hella verlor, spielte er auch um Hella's Köpfchen und streute
noch goldiger schimmernde Funken in das rauhe Haar. Wollt
hätte sie wissen müssen, die Locken, die sein Gesichtern waren, die
Augen, deren Sterne sich so fest in sein Herz hineingeschienen
hatten, die seinen Lippen, die nun rath und tüdter wieder er-
blühen wollten.
Er dachte an das, was noch vor ihm lag und beymang sich
und seinen Liebesjuel.
„Liebe wohl, Hella“, sagte er ernst. „Wenn ich ganz frei —
erst ganz wieder frei bin, hole ich Dich heim, meine kleine süße
Braut.“
Kraus hält die Thür hinter Wolf geschlossen, sah er
etwas flattern an dem Ende des schmalen Banges, das eine an-
geworfene Bekleidungsart ansees mit einem ihm wohlbekannten
reforbarbenen Rielt.
Hella? Und ein kleiner Schreck lag ihm doch an, als habe
er ganz vergessen, daß er sie hier treffen magte.
Lapfel beschleunigte der Major seinen Schritt.
„Gustave Hella!“
Da auf dem Treppenschlag mochte Fräulein von Dornburg
Holl und wandte sich nach dem Vetter um.
„Im Ru fahnd er neben ihr.
Weiter sagte sie nicht. Ihr Ton aber klang so seltsam fremd,
wie aus einer anderen Welt, so heftig und dringlich zugleich,
daß eine Gegenrede wie eine Störung, jedes Wort wie die Ent-
weihung von etwas Heiligem erschien.
Digniss mochte des Generaladjutants Stimme, die eilenden
Teile bequemerer Liebesgeht und sich damit endlich auf den
eigentlichen Jodel ihrer Anwesenheit hier besinnen haben.
Kraus sah Wolf und Hella auf der Straße angetommen
waren, so hielt sie auch Digniss ein. Omas wufend noch von
der Erde, documentirte sie sich und über Trese sofort mit einem:
„Herr Gott, wie sehen Hella aus! Ich habe es ja gleich
gedacht, Hella hat die Häuser nicht gewohnt!“
Wollt machte der Frau ein Zeichen, daß sie schweigen sollte
und beschalt ihr lafonisch, ihnen zu folgen nach der Bahn.
Dornburg gab es hier nicht.
„Dorf ich bitten“ damit legte er Hella's Arm in den seinen.
In dem Augenblick dachte er nur, daß sie seine Fürsorge be-
dürfte.
Und wortlos schritt für die kurze Strecke neben dem Vetter her.

Er besorgte die Kotten; er half der Cousine in das Coupé.
Zimmer noch schweigend sah Hella zu. Selbst sah sie aus:
nicht gerade summer- und lebensoll, noch weniger verzweifelt,
eben so wenig aber glänzend und froh, vielmehr atonisch, well-
enttäuscht, wie Jemand, der einen Traum erkannt, den er mit all
seiner Kraft festhalten möchte: einen Traum, so hoch und hehr,
daß er einem gewöhnlichen Sterblichen lange machen kann.
Endlich hielt der Zug an dem Zoologischen Garten.
„Wollen wir nicht lieber nach Hause gehen?“
Langsam nur schien sich Hella's Geist zurückzufinden in die
gewöhnliche Welt.
„O nein.“ Darin klang der Ruf, der zu dem Leben gebiet,
das einmal aufgenommen werden muß.
In den launigen Bängen brannten die Lichter; Hella schaute
von dem Treppel rote der Restauration herüber. Wollt und
mehr schien Hella das Bewußtsein zu kommen, daß sie ihren
Begleiter und sich selbst etwas schuldig sei.
„Wolf, lieber Vetter Wolf“, begann sie, brach aber ab.
Wollt hatte längst begriffen, daß etwas Außergewöhnliches
das Mädchen erschüttert haben magte.
„Sie wollen mir etwas sagen, liebe Hella“, so kam er theil-
nehmend und ritterlich der Cousine entgegen.
Gorglich lenkte er ein in die einsamen Gänge, wo es weniger
hell war und sich eben fast gar keine Menschen aufhielten.
„Ja, Wolf.“ — es wurde ihr nicht leicht, aber sie konnte nicht
anders, als ernstlich sein. Hella und entschlossen fuhr sie fort: „Ich
habe es mir überlegt — ich möchte zurück — in meine Heimath
gehen.“
Und schneller mit freierem Athemzug fuhr sie hinzu: „Bei
uns, wo jeder Rechte sich nicht zu Herben erlaubt, ohne einige Legate
für das Gemeinwohl zu hinterlassen, begriff man es leichter, daß
auch ein Geben dem Allgemeinen dienen kann, ohne darum Nonne
oder Diakonissen zu werden.“
Und nach einer kleinen Pause gab sie die Erklärung: „Ich
habe die Fühlung mit den einzelnen Menschen, mit meinem
Gefühle — verloren.“ — „Lieber Vetter Wolf, ich hoffe, daß Sie
nichts gegen meine Wünsche haben?“
Und Wollt begriff sofort, was Hella damit sagen wollte.
Gleich einer Centnerlast fiel es von seinem Herzen, daß er ein
Mädchen wie sie nicht zu verlegen brauchte.
„Sie wissen, Gustave Hella, daß mir Ihre Wünsche sehr
heilig sind.“
Aber er dachte es ihm doch, daß sie ihn ja viel besser hielt,
als er eben natürlich war, daß sie für Gehmuth nahm, was zwar
ein ganz natürliches Gefühl, aber doch immerhin reiner Egois-
mus war.
„Auch ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, Gustave“, so

SLUB
Wir führen Wissen.